

Monique Sauter

MINSKER FRUEHLING 2002

Vor zehn Jahren landete ich zum ersten Mal in Minsk, es war Liebe auf den ersten Blick. Diese sanfte, weite Landschaft berührte mich, es war wie „nach Hause“ kommen, und mit jedem neuen Menschen, den ich kennen lernte, vertiefte sich dieses Gefühl. Endlich kann ich nun die Reise unternehmen, von der ich schon so lange träumte. Leonid Levin und seine Tochter Galina werden mich begleiten. Es wird eine Reise in die Vergangenheit werden, aber nicht ohne einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft. Ich habe mich lange auf diese Reise gefreut.

Ivie

Unser erster Besuch gilt Ivie, wo Maria und Mottel wohnen. Das blaue Holzhäuschen steht an einer schnurgeraden Naturstrasse. Von den Nachbarn wird unser Auto neugierig beäugt: „was für Besuch bekommen die denn? Wer verirrt sich denn schon nach Ivie?“ Hinter dem Gartentor empfängt uns aufgeregtes Gebell, es scheint niemand zu Hause zu sein, obwohl unser Besuch angekündigt wurde. Wir stehen ein bisschen ratlos herum und ich dränge weiterzufahren. Leonid sieht mich entsetzt an und erklärt mir, dass sich die Leute schon seit einer Woche auf unseren Besuch freuen. Ich bin beschämt, ich habe immer noch den Schweizer Tempomaten eingestellt und nicht die bedächtige, russische Gangart. In diesem Moment geht das Gartentor auf und herein trabt eine Kuh, geführt von einem gut gelaunten Bauern. Leonid und Mottel begrüßen sich wie alte Freunde und es ist offensichtlich, dass sich beide wohl fühlen in der Gesellschaft des andern. Der Künstler und Intellektuelle aus der Stadt und der Bauer aus dem kleinen, abgelegenen Dorf begegnen sich mit grossem Respekt und Zuneigung. Wir gehen ins Haus, wo Maria, Mottels Frau, auf uns gewartet hat, sie hat unser Klopfen nicht gehört. Der Tisch ist schon gedeckt: ein weisses Tischtuch, hübsches Geschirr, ein Silberkännchen mit Sauerrahm und ein herrlich duftender Kuchen, selbstgebacken versteht sich. Ich sehe mich in dem hellen und freundlich eingerichteten Wohnzimmer um und staune über das beeindruckende Bücherregal: russische Literatur, medizinische Fachbücher. Mottel ist in diesem Haus zur Welt gekommen. Als die Deutschen einmarschierten, brachten sie zuerst die Invaliden um, dann die Alten. Mottel floh, kehrte zurück und wurde versteckt. Als man seine Familie umbrachte, hörte er jeden einzelnen Schuss in seinem Versteck. Die einheimische Polizei, Dorfbewohner, die den Deutschen unterstellt waren, halfen Mottel zu überleben. Sie verschafften ihm Arbeit als Stallburschen, die er unauffällig genug ausführte, um zu überleben. Maria war im Minsker Ghetto, mehr erzählt sie uns nicht. Nach dem Krieg arbeitete sie als Aerztin. Vor dem Krieg war dreiviertel der Bevölkerung von Ivie jüdisch und es gab drei Synagogen im Dorf, heute sind Mottel und Maria die einzig lebenden Juden im Dorf. Es wird Zeit weiterzufahren, wir verabschieden uns. Leonid legt einen Arm um Mottel und sagt: „bleib mir gesund“.

Volkovysk

Vor zwei Wochen hatte ich keine Ahnung, wo Volkovysk liegt, heute ist es für mich der Inbegriff verloren gegangenen, jüdisch-russischen Lebens. Volkovysk ist eine kleine weissrussische Stadt nahe der polnischen Grenze, die Welt scheint hier noch in Ordnung zu sein. Als wir gegen Mittag ins Stadtzentrum fahren ist es ruhig und friedlich. Im kleinen Park sitzen Grosse Eltern, die ihren Enkeln beim Spielen zusehen, Kinder bespritzen sich krei-schend mit Wasser aus dem Brunnen, Hunde liegen dösend im Schatten. Ich habe das Gefühl, in einer kleinen Stadt in Südfrankreich zu sein, aber es ist Sonntagmittag in Volkovysk.

Was uns hierher verschlug ist die Vergangenheit. Wir wollen wissen, ob hier noch Juden leben, ob sich noch jemand erinnert wie es war, vor dem Krieg. Man hat uns drei Familiennamen in die Hand gedrückt und gesagt: „sucht mal!“ Wie Spürhunde machen wir uns auf die Suche, irgendwo muss man ja anfangen. Von der langen Fahrt sind wir alle ein bisschen mitgenommen, wir brauchen dringend eine Tasse Kaffee. Der Dorfladen auf dem Marktplatz sieht einladend aus. Als Galina zwischen Kaffee bestellen und herrlich duftenden Krapfen aus-

wählen fragt, ob es hier in der Stadt eigentlich auch noch Juden gebe, antwortet die Ladenbesitzerin ganz lebhaft: „O ja, eine Familie gibt es noch, in dieser Strasse, und überhaupt, ist es nicht fürchterlich, was man mit den Juden gemacht hat. Und auch einen Friedhof gibt es hier noch und niemand kümmert sich darum, schrecklich“.

Das war mehr Information auf einmal, als wir in unseren kühnsten Träumen zu hoffen wagten. Die Suche nach der besagten Strasse und dem Haus gestalten sich etwas schwieriger, es gibt keine Strassenschilder. Wir fragen eine alte Frau, die offensichtlich auf dem Weg ist einen Besuch zu machen, in der Hand hält sie einen wunderschönen Pfingstrosenstrauss. Anna Petrowna, so heisst die Frau, wie sich später herausstellte, begnügt sich nicht uns einfach Anweisungen, wie rechts und links zu geben, sondern sie steigt kurz entschlossen zu uns ins Auto und dirigiert den Chauffeur zielsicher zu dem Haus, wo angeblich noch eine jüdische Familie wohnt. Doch die Familie ist weggezogen nach Minsk, Landflucht auch in Weissrussland. Die Frau, die jetzt das Haus bewohnt, ist zwar nicht ganz so hilfsbereit wie unsere Anna Petrowna, aber immerhin macht sie doch noch ein paar Telefonanrufe, um den genauen Verbleib der Familie herauszufinden, leider vergebens.

Nun möchten wir noch den ehemaligen jüdischen Friedhof sehen. Ein offenes Feld, ein paar Ziegen, die darauf grasen, dahinter eine stillgelegte Fabrik. Ein sanfter Wind streicht über das Gras, ein warmer Frühsommertag. Zögernd betrete ich das Feld, nicht ganz sicher, ob es vielleicht nicht doch noch vermint ist. Was suche ich hier? Was fühle ich? Vorläufig gar nichts, bis zum ersten Stolperstein, der ein Grabstein ist. Die hebräischen Buchstaben sind deutlich erkennbar. Und jetzt? Was tue ich hier? Ich laufe über Gräber, über Tote, über die Vergangenheit, über Geschichte. Die Ziegen werden zutraulich, kommen näher und fangen an, meine Hand zu lecken. Es ist so friedlich hier, so ruhig. Was ist nun zu tun mit diesem verwahrlosten Friedhof? Einzäunen, säubern, instand stellen? Und danach? Bis jetzt haben wir keinen einzigen Juden gefunden in Volkovysk. Wer soll nach den Toten sehen. Ich bin nicht traurig, aber nachdenklich, und ratlos. Ja, das ist es: ratlos

LYDA

Das Hotel in Lyda ist etwas ganz besonderes. Eine breite Betontreppe führt zum Eingang, die Halle ist ebenso riesig, wie die vertrockneten Gummibäume verstaubt sind. Die Dame an der Reception hat mit Garantie keine Hotelfachschule besucht, auf der dunklen Theke steht ein Schildchen: heute kein warmes Wasser. Der Lift ist eine Mutprobe. Das Zimmer ist ganz in Ordnung, die Bettwäsche ist zwar durchsichtig, aber schneeweiss. Zur Begrüssung kommt mir eine kleine Kolonne Käfer entgegen.

Wir ziehen uns um, für Schabbat sind wir bei der jüdischen Gemeinde eingeladen. Als wir in der Mehrzweckhalle des Schulhauses einmarschieren, schauen uns fünfzig Augenpaare neugierig und erwartungsvoll an. Die Leute in Lyda sind sich noch nicht an so viele Besucher gewöhnt, wie in Minsk. Der Musiklehrer, der die Rolle eines „liberal-reformen“ Rabbiners erfüllt, fängt an Geige zu spielen, die Klarinette fällt ein und die junge Frau mit dem Tamburin. Die Leute fangen an mit zu summen, wiegen sich im Takt zu den alt vertrauten, neuen Melodien. Mischa, der „Rabbiner“ hält eine kleine Ansprache, keine Predigt, doch offenbar etwas, das die Menschen berührt, man kann es auf ihren Gesichtern lesen. Dann bittet er eine alte Frau, die er „Mamele“ nennt, die Schabbatkerzen anzuzünden. Mischa hat mit seiner warmherzigen Art und seiner Musik eine ganz wunderbare Stimmung herbei gezaubert. Was mir zuerst als Pflicht erschien, wurde zu einem der schönsten Schabbatabende, die ich je in Weissrussland erlebte.

Nach dem Gottesdienst bitte ich Assia, die Vorsteherin der jüdischen Gemeinde, mir ein wenig vom Leben früher zu erzählen. Es liegt auf der Hand, dass sie beim 2. Weltkrieg anfängt. Der Krieg bestimmt die Zeitrechnung der Juden hier. Vor dem Krieg war fast alles in Ordnung. Über das „während“ können viele immer noch nicht reden, die andern gar nicht mehr aufhören damit. Und ein „nachher“ schien es kaum gegeben zu haben. Man hatte überlebt, versuchte irgendwo wieder Fuss zu fassen und war doch bei lebendigem Leib ausgelöscht. Was

die Nazis nicht ganz geschafft hatten, voll endete Stalin. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert scheint es mir, als würden die alten Menschen wieder lebendig. Langsam, Stück für Stück, finden sie ihre Identität wieder, manchmal in einer Melodie, in einem hebräischen oder jiddischen Wort.

Ich stehe zwischen zwei Massengräbern inmitten eines Waldes, nahe der Stadt. Vogelgezwitscher, es dämmt. Hier wurden 2000 Menschen an einem einzigen Tag erschossen. Hier, an diesem stillen, romantischen Ort, genau an der Stelle wo ich stehe, wurden Menschen von andern umgebracht, nur weil sie einem Volk, einer Religion angehörten, die für die andern nicht akzeptabel war. Die Leute haben niemandem etwas zuleide getan. Sie waren mehr oder weniger angesehene Bürger dieser Stadt. Sie haben gelebt, gearbeitet, geliebt und gelitten wie alle andern, wie Du und ich. Wie können Menschen dies einander antun? Was treibt sie dazu? Was veranlasst einen normalen Menschen zu einem Vernichtungsroboter zu werden? Diese Fragen begleiten mich auf jede meiner Reisen nach Weissrussland. Die Toten sind überall, sie sind anwesend und noch nicht vergessen. Sie sind in den Städten, den Dörfern und den Wäldern, vor allem in den Wäldern. Man lebt hier mit den Toten. Ein Viertel der weissrussischen Bevölkerung kam im 2. Weltkrieg ums Leben, 800'000 davon waren Juden.

Zweihundert Meter weiter entfernt wurde im Sommer 2001 ein drittes Massengrab gefunden, darauf sollte ein Neubau entstehen. Zenon Benko, ein nicht-jüdischer Pole, meldete sich bei Assia und erzählte ihr folgende Geschichte: er war 6-jährig als man 1942 in Lyda das Ghetto errichtete. Um Platz zu schaffen wurde er mit seiner Familie „umgesiedelt“. Als sie nach der Liquidation des Ghettos wieder in ihre alte Wohnung zurückkehren wollten, fanden sie einen Ort des Grauens vor. Er sei durch die Wohnung gelaufen und hätte zuerst mal in der Küche nachgeschaut, wahrscheinlich in der Hoffnung, etwas Essbares zu finden, im Backofen fand er einen Kopf. Schreiend sei er weitergerannt ins nächste Zimmer, wo er über einen kopflosen Körper gestolpert sei. „Und wissen Sie, ich habe das alles nur gesehen, aber die Andern mussten es erdulden“. Zenon sitzt mir gegenüber, seine Augen sind gerötet, er hatte Nachtschicht. Beim Erzählen treten Tränen in seine Augen, die Erinnerung an das Geschehene quält ihn noch nach 60 Jahren.

Zenon war es also, der den weissrussischen Armeeingehörigen auf einen Meter genau sagen konnte, wo sie zu graben hätten, um Beweise für das vermutete Massengrab zu finden. Zu Tage befördert wurden Schuhe, Haare, Gebetbücher, das Skelett einer Kinderhand, die einen kleinen Ball umklammerte. Das Feld liegt zwischen zwei Strassenzügen, im Hintergrund ein sowjetischer Plattenbau. Ich frage Zenon, ob er auch wünsche, dass hier ein Mahnmal entstünde. Er schaut mich mit weitaufgerissenen, blauen Augen an und sagt: „ja natürlich, wie können Sie nur fragen. Da die Toten schon kein Grab haben, sollten sie doch wenigstens eine Erinnerungstafel erhalten. Man soll ihrer gedenken, ihr Leid anerkennen.“ Als ich ihm sage, dass doch kaum 200 Meter von hier schon ein Mahnmal stehe, sieht er mich ungläubig an und antwortet: „aber das hier sind doch andere Menschen, sehen Sie das denn nicht?“ Doch, natürlich sehe ich das, aber es ist schwer zu begreifen, so viele Tote. Wie viele Mahnmäler braucht es, um die Geschichte verstehen zu können und nicht zu vergessen?

Wir fahren weiter nach Slonim, ich möchte auch nach Pinsk und Polotsk. Neue Orte, neue Menschen, neue Geschichten – und doch immer wieder dasselbe. Die Geschichten wiederholen sich, ob man daraus lernen könnte?

Von Monique Sauter, Basel

Erschienen im „Tachles“ 13. Sept. 2002